

Christopher  
ROSS

Shasta,  
mein treuer  
Husky



Weltbild Premiere

Shasta,  
mein treuer Husky



© Ralf Eyertt

Christopher Ross gilt als Meister des romantischen Abenteuerromans. Durch Bestseller wie *Hinter dem weißen Horizont*, *Mein Beschützer*, *der Wolf*, *Geliebter Husky* und die Romane der *Clarissa-Saga* wurde er einem breiten Publikum bekannt. Während zahlreicher Reisen und längerer Aufenthalte in Kanada und Alaska entdeckte er seine Vorliebe für diese Länder, die bevorzugten Schauplätze seiner Romane.

Mehr über den Autor: [www.christopherross.de](http://www.christopherross.de)  
[www.facebook.com/christopher.ross.autor](https://www.facebook.com/christopher.ross.autor)

Christopher Ross

Shasta,  
mein treuer Husky

Roman

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay.  
Redaktion: Ingola Lammers  
Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© chaos; © Creative Travel Projects);  
Getty Images, München (© JanekWD)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-654-1

2021 2020 2019 2018  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

»Eine Lieferung? Um diese Zeit?« Emma lief verwundert die Treppe hinab, als jemand an die Tür des Lieferanteneingangs klopfte. Sie arbeitete als Haushälterin für die Mayfields, ein wohlhabendes Ehepaar, das vor dem Bau der transkontinentalen Eisenbahn auf den Nob Hill gezogen war. Der Hügel nördlich der Market Street war die vornehmste Gegend von San Francisco kurz vor der Jahrhundertwende.

Als sie die Tür öffnete, weiteten sich ihre Augen. »Willie? Was machst du denn hier? Sag bloß, du steckst schon wieder in Schwierigkeiten!«

Draußen war es bereits dunkel, doch in dem elektrischen Licht, das aus dem Flur fiel, war das Gesicht ihres Bruders deutlich zu erkennen. Er sah ihr bis auf die braunen Augen kaum ähnlich, nur dass sie bei ihm nicht warmherzig, sondern nervös und furchtsam wirkten und er sich ständig umdrehte, als hätte er Angst, verfolgt zu werden. Auf seinem Gesicht glitzerten Schweißperlen, und er wirkte abgekämpft, wie nach einem langen Marsch. Er trug einen dunklen Anzug, der bei näherem Hinsehen reichlich abgetragen aussah.

»Kann ich reinkommen?« Seine Stimme klang hektisch.

»Meinetwegen. Aber nur für ein paar Minuten. Sei leise!«

Sie zog ihn in den Schatten der Wendeltreppe, die zu ihrem Dachzimmer führte. Selbst in dem düsteren Licht sah sie, wie verängstigt er war. Er war ein leichtsinniger Spieler und Frauenheld, der mehr als einmal von wütenden Gläubigern und Ehemännern verfolgt worden war. Dennoch hatte

er es immer geschafft, einen neuen Kredit aufzutreiben oder sich auf andere Weise aus seiner Zwangslage zu befreien. So verzweifelt wie diesmal war er noch nie gewesen.

»Was gibt's?«, fragte sie ihn. »Hast du wieder Schulden?«

»Nein ... das heißt, nur die paar Dollar, die ich beim Pokern gegen diesen Berufsspieler aus Cheyenne verloren habe, aber das kriege ich hin. Wenn du mich fragst, hatte der Kerl sowieso ein Ass im Ärmel. Tönte den ganzen Abend rum, er habe noch mit Doc Holliday gespielt und einmal sogar gegen ihn gewonnen. Du weißt schon, der schießende Zahnarzt, der beim Kampf im OK Corral dabei war.« Emma hatte über den berühmtesten Revolverkampf des Wilden Westens in der Zeitung gelesen. »Nein, also, es geht um meine Verlobte.«

»Du bist verlobt?«

»Ich *war* verlobt.« In seine Augen trat ein verzweifelter Ausdruck, und seine Stimme klang plötzlich weinerlich. Das übersteigerte Selbstbewusstsein, das er sonst immer an den Tag legte, war wie weggeblasen. »Ich weiß, ich war hinter jedem Rock her und hab kaum was ausgelassen, aber das mit Florence war was anderes. Ich habe sie geliebt. Ich liebe sie immer noch. Sie war die wunderbarste Frau, die ich jemals kennenlernen durfte, aber dann ...« Er begann leise zu schluchzen. »Ich bin selbst schuld, Emma. Ich hätte nicht ...«

In dem Schlafzimmer schräg über ihnen erklangen Schritte. Emma wartete, bis sie verstummten und sie sicher sein konnte, dass die Herrschaften nicht nach ihr riefen. »Was hättest du nicht?«, fuhr sie mit gesenkter Stimme fort. »Nun rede doch endlich, Willie! Oder willst du, dass sie uns erwischen?«

»Ich hab sie betrogen, Emma. Mit zwei Frauen.«

»Du hast was?«, fragte sie ungläubig.

»Ich konnte nichts dafür, Emma. Es ist einfach so passiert. Ich war bei diesem Pokerspiel im Spider Kelly, dem Saloon an der Barbary Coast. Du wirst es nicht glauben, ich hatte gewonnen, mit dem ersten Royal Flush seit Jahren, und bevor ich mich versah, hingen plötzlich diese beiden Turteltauben an mir. Ich kann mich nicht mal an ihre Namen erinnern. Sie überredeten mich, ihnen Champagner zu spendieren, und schleppten mich nach oben, obwohl ich viel zu betrunken war, um noch ... na, du weißt schon. Bezahlen musste ich trotzdem. Halb so schlimm, dachte ich, aber dummerweise war ein Bekannter der Foresters im Saloon, als ich mit den Täubchen auf dem Zimmer verschwand. Der verdammte Kerl war selbst auf Florence scharf und hat mich verraten.«

Emma hatte sich schon einiges von ihrem Bruder anhören müssen, aber seine heutige Beichte übertraf alles. »Du verschwindest mit zwei leichten Mädchen im übelsten Viertel von San Francisco und wunderst dich, dass sie nichts mehr von dir wissen will? Was wollte denn der Bekannte im Saloon?«

»Der arbeitet für die Brauerei und hatte nichts Böses im Sinn.«

»Du bist ein Idiot, Willie!«

»Das war leider noch nicht alles.« Man sah ihm an, wie verzweifelt er war. »Sie behauptet, ich hätte ...« Die Worte wollten nicht über seine Lippen. »... ich hätte sie vergewaltigt und ihren Schmuck gestohlen. Sie will sich an mir rächen, Emma! Sie will mich ins Gefängnis bringen! Nur wegen dieser Sache!«



»Du hast sie vergewaltigt?«

»Natürlich nicht«, erwiderte er so laut, dass sie rasch einen Finger auf seinen Mund legte. »Ich könnte ihr kein Haar krümmen. Sie ist ... sie war die Liebe meines Lebens!« Er zog ein Tuch aus seiner Tasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Sie hat sich das alles aus den Fingern gesogen, Emma. Ich habe sie weder vergewaltigt noch ihren Schmuck genommen.«

»Aber du hast mit ihr die Nacht verbracht.«

»Wir wollten es beide, Emma. Es war keine Vergewaltigung, obwohl ... obwohl sie ziemlich zur Sache ging und wie ein Maultier ... Entschuldigung!«

»Dann hat sie blaue Flecken, und unberührt ist sie auch nicht mehr. Das wären leider eindeutige Beweise, wenn sie dich vor Gericht bringen würden.«

»Und das werden sie, Emma! Ihre Eltern sind genauso reich wie deine Herrschaften und unsere Eltern damals. Die können sich die besten Anwälte leisten. Die machen mich fertig. Unter zwanzig Jahren komm ich bei denen nicht weg!« In seinen Augen standen Tränen. »Du musst mir helfen, Emma! Gib mir ein paar hundert Dollar, damit ich mich irgendwo verstecken kann.«

»Ein paar hundert Dollar? So viel habe ich nicht.«

»Was ist mit dem Geld von unseren Eltern?«

»Unsere Eltern waren bankrott, als sie den Unfall hatten. Du weißt doch, was nach dem Verkauf der Villa für uns übrig geblieben ist. Fünfhundert Dollar für jeden von uns. Meine fünfhundert liegen auf der Bank, da komme ich jetzt nicht ran. Außerdem brauche ich das Geld für später. Ich kann die Arbeit hier nicht ewig machen. Hast du denn nichts mehr von deinem Anteil übrig?«

»Ich hab das Geld investiert.«

»Und verloren«, erwiderte sie. »Beim Pokern, nehme ich an. Ich hab dich gewarnt. Oder hab ich dir nicht gesagt, dass dich deine Spielsucht und dein Weiberkram eines Tages in ernsthafte Schwierigkeiten bringen würden?«

»Ich hab sie nicht vergewaltigt! Und ich hab sie nicht bestohlen!«

Emma überlegte angestrengt. Von dem Geld, das sie sich mühsam von ihrem Lohn abgezweigt hatte, wollte sie sich eigentlich einen neuen Mantel und Schuhe kaufen und den Rest auf ihr Sparkonto legen. Aber ihr Bruder hatte recht. Wenn diese Florence mit ihren Lügen durchkam, und das war mehr als wahrscheinlich, würde er für lange Zeit ins Gefängnis wandern. »Ich kann dir hundert Dollar geben«, sagte sie schließlich, »mehr hab ich leider nicht hier.«

»Damit komme ich nicht weit«, erwiderte er. »Ich muss wahrscheinlich die Stadt verlassen und irgendwo neu anfangen. Am besten in einer anderen Stadt. Gib mir zweihundert, damit käme ich einige Zeit über die Runden.«

»Du könntest dir eine anständige Arbeit suchen.«

»Das tue ich auch, ganz bestimmt. Dass es mit den letzten Unternehmungen nicht geklappt hat, lag nicht an mir. Ich versuche was Neues, versprochen.«

Emma brachte es nicht fertig, ihren Bruder vor den Kopf zu stoßen. »Also gut, du kannst hundert sofort haben, und morgen Nachmittag gehe ich zur Bank und bringe dir nochmal hundert. Mehr kann ich nicht entbehren.«

Sie lief in ihr Zimmer hinauf, nahm hundert Dollar aus dem Lederbeutel, den sie in einer Schublade aufbewahrte, und zählte sie Willie in die Hand.

Seine Augen leuchteten dankbar. »Du bist ein Engel, Schwesterchen!«

»Zum allerletzten Mal, verstanden?«

»Verstanden.«

»Schreib mir, sobald du eine neue Bleibe gefunden hast.«

»Mach ich.« Er verabschiedete sich von ihr und verschwand in die hereinbrechende Nacht. Verstoßen wie ein Dieb, der nicht erwischt werden will.

Emma verschloss die Tür und kehrte in ihr Zimmer zurück. Es lag unter dem Dach, und die Wände waren so schräg, dass sie nur an wenigen Stellen aufrecht stehen konnte. Ursprünglich war es wohl als Abstellkammer gedacht gewesen. Aber das Bett war bequem, und von ihrem Fenster konnte sie die halbe Stadt überblicken.

Seit dem Tod ihrer Eltern war San Francisco noch einmal gewachsen. Unterhalb des Nob Hill erstreckte sich ein riesiges Lichtermeer nach allen Seiten, und der Lärm von der Barbary Coast, dem Rotlichtviertel der Stadt, drang bis zu den herrschaftlichen Villen nördlich der Market Street hinauf. Im Hafen leuchteten die Aufbauten mehrerer Dampfschiffe, die während der nächsten Tage nach Alaska aufbrechen würden. Aus allen Teilen des Landes strömten Menschen nach San Francisco und Seattle, um die beschwerliche Reise zu den Goldfeldern auf sich zu nehmen. Von Skagway, wo sie an Land gingen, mussten sie über die verschneiten Pässe und den reißenden Yukon River nach Dawson City ziehen – ein mehrwöchiges und äußerst gefährliches Unterfangen, hatte im *Chronicle* gestanden.

Sie wandte sich von den Lichtern ab und setzte sich auf

die Bettkante. Während sie ihre Schuhe auszog, dachte sie daran, welche seltsamen Wege das Schicksal manchmal geht. Als siebzehnjähriges Mädchen hatte sie mitansehen müssen, wie ihre Eltern von einem Fuhrwerk überrollt wurden. Ihre Mutter lag bereits tot unter den Rädern, als ihr Vater ihr zu Hilfe eilen wollte. Dabei wurde er von einem Pferdehuf getroffen. Er starb wenige Stunden später im Krankenhaus. Erst bei der Testamentseröffnung stellte sich heraus, dass ihre Eltern das ganze Geld, das ihnen während des Eisenbahnbaus zugeflossen war, bei einer gewagten Investition verloren hatten. Einige Leute vermuteten sogar, bei ihrem Unfall hätte es sich um Selbstmord gehandelt.

Willie war immer ein praktischer Mensch gewesen und hatte in unterschiedlichen Werkstätten gearbeitet, aber jedes Mal nach kurzer Zeit die Lust verloren. Seinen Anteil an dem geringen Erbe, die fünfhundert Dollar, hatte er beim Glücksspiel verloren. Emma hatte das Glück gehabt, von Bekannten ihrer Eltern als Haushälterin angestellt zu werden. Die Mayfields waren klüger und erfolgreicher als ihre Eltern, besaßen Anteile an einer erfolgreichen Reederei und hatten keine Kinder, vielleicht ein Grund, warum Emma die Stellung bekommen hatte.

Sie glaubte ihrem Bruder. Er war ein leichtsinniger Bursche, der keine Stellung halten konnte und ein viel zu großes Risiko beim Pokern einging. Sie wusste auch, dass er ein Weiberheld war und einer Frau das Blaue vom Himmel runterlog, um sie ins Bett zu bekommen. Nicht einmal vor verheirateten Frauen machte er Halt. Wahrscheinlich ließ er sogar mal ein paar Dollar mitgehen. Aber niemals würde er

einer Frau ihren Schmuck rauben oder ihr Gewalt antun. So etwas brachte er nicht einmal fertig, wenn er betrunken war. Sie kannte ihren Bruder und wusste, wie weit sie ihm vertrauen konnte.

Am nächsten Morgen servierte sie den Herrschaften das Frühstück. Der chinesische Koch, einer von fünf weiteren Angestellten in der Villa, hatte es zubereitet. Normalerweise begrüßte William Mayfield sie mit einem aufmunternden Lächeln und einer Bemerkung über das meist kühle Wetter, und Hannah Mayfield sagte so etwas wie: »Du solltest mehr unter Leute gehen, Emma, sonst lernst du nie einen Mann kennen. In deinem Alter war ich schon sechs Jahre verheiratet.« Doch an diesem Morgen waren beide ernst.

»Setz dich, Emma!«, forderte Mayfield sie auf. Er war ein hagerer Mann mit einem dichten Schnurrbart und wachen Augen. Sein weilweise graues Haar war stets sauber gescheitelt. »Ich habe dir etwas Wichtiges zu sagen.«

Emma ahnte, was kommen würde, und setzte sich den beiden gegenüber. Durch die leicht geöffneten Fenster drang Vogelgezwitscher in den Raum. Ein sonniger Frühlingstag, wenn auch etwas kühl wie meist in San Francisco.

»Wann hast du das letzte Mal mit deinem Bruder gesprochen?«

»Das ist schon eine Weile her, Sir«, log sie.

»Du verstehst dich nicht besonders gut mit ihm, nicht wahr?«

»Er ist manchmal sehr leichtsinnig.«

»Nun«, fuhr Mayfield fort. Er trank einen Schluck Kaffee und setzte die Tasse behutsam wieder ab. »Wir waren gestern

mit Bekannten zusammen, den Foresters. Sie wohnen nur ein paar Blocks von hier. John Forester ist Manager einer Werft, mit der unsere Reederei geschäftlich verbunden ist.«

»Ich habe den Namen schon mal gehört, Sir.«

Er überhörte ihre Bemerkung. »Leider hatte John ... Mister Forester ... mir etwas sehr Bedauerliches mitzuteilen, das auch dich, beziehungsweise deinen Bruder betrifft. Die Foresters haben eine Tochter. Sie heißt Florence. Sie wurde ...« Er trank wieder von seinem Kaffee, schien Hemmungen zu haben, ihr von Florence zu berichten. »Nun ... Florence wurde vergewaltigt, und man hat ihren Schmuck geraubt. Ich sage es nur ungern, aber sie gibt deinen Bruder als Schuldigen an. Weißt du davon?«

Emma täuschte Überraschung vor. »Das kann nicht sein!«

»Wieso?«

»Willie ist kein Verbrecher! Er ist ein leichtsinniger Bursche und führt die Frauen manchmal an der Nase herum, aber so etwas würde er niemals tun.«

»Florence ist bereit zu schwören, dass er es getan hat. Soweit ich weiß, ist die Polizei schon unterwegs, um ihn festzunehmen. Mister Forester ist sehr wütend. Tut mir leid, dass ich dir nichts anderes sagen kann, aber ich hielt es für meine Pflicht, dich darüber zu informieren. Wenn du willst, kannst du dir heute freinehmen. Geh ein wenig spazieren, das vertreibt den Kummer. Und egal, was dein Bruder tut, wir schätzen dich und deine Arbeit sehr.«

»Ich bemühe mich, Sir. Und ich bin Ihnen sehr dankbar.«

»Nach dem Frühstück kannst du gehen.«

Emma war froh, aus dem Haus zu kommen. Sie hatte sich nur notdürftig zurechtgemacht, trug einen wärmenden

Mantel über ihrem schwarzen Rock und der weißen Bluse, dazu einen schmucklosen Hut. Der kühle Wind spielte mit ihren blonden Haaren, die sie im Nacken zu einem Knoten gebunden hatte. Ihre Haut war blass und an manchen Stellen beinahe durchsichtig, doch wer in ihre dunklen Augen sah und die Entschlossenheit in ihrem Blick bemerkte, stellte bald fest, dass sie nicht zu den Frauen gehörte, die widerspruchslos taten, was die Männer von ihr verlangten, und durchaus in der Lage war, selbst Entscheidungen zu treffen. Vielleicht war sie deshalb nicht verheiratet.

Vom Nob Hill führte die Straße steil zur Innenstadt hinab. Wie jeden Morgen herrschte reger Betrieb auf der Market Street, der breiten Einkaufsstraße mit ihren Hotels und Kaufhäusern, die sich quer durch die Stadt zog und sie immer wieder beeindruckte, obwohl sie seit ihrer Geburt in San Francisco wohnte und die Entwicklung der Stadt hautnah miterlebt hatte. Elektrische Straßenbahnen und Pferdefuhrwerke waren sich gegenseitig im Weg, das Bimmeln der Bahnen konkurrierte mit den wilden Flüchen der Kutscher, und die Bürgersteige wimmelten von vielen Menschen. Es stank nach Pferdemit.

Ihr Bruder wohnte in einem heruntergekommenen Haus in der First Street, keine drei Blocks vom Hafen entfernt. Sie machte sich nicht die Mühe, die hundert Dollar von ihrem Konto abzuheben, denn sie glaubte bereits zu wissen, was sie bei ihrem Bruder erwartete. Wenn die Foresters gleich zur Polizei gegangen waren und Anzeige erstattet hatten, war er entweder verhaftet worden oder rechtzeitig geflohen. Die Foresters waren ein einflussreiches Ehepaar, das auch die Polizei mit großzügigen Geldspenden unterstützte, und die

Coppers würden bestimmt nicht zögern, ihren Bruder in eine Zelle zu sperren.

Doch als sie das Haus betrat, waren weder Polizisten noch ihr Bruder zu sehen. Sie glaubte schon, sich getäuscht zu haben, doch als sie an die Wohnungstür ihres Bruders klopfte, kamen zwei uniformierte Polizisten die Treppe herunter und versperrten ihr den Weg. »Sie wollen zu Willie Hansen?«

»Willie ist mein Bruder. Haben Sie ihn verhaftet?«

»Sie wissen von dem Haftbefehl?« Der ranghöhere der beiden Polizisten, ein Lieutenant, blickte sie forschend an. Er war kein Mann, der sich lange mit Nebensächlichkeiten aufhielt. »Sind Sie mit Ihrem Bruder verabredet?«

»Nein, ich wollte nur mal sehen, wie es ihm geht.«

»Sie wollten ihn warnen.«

»Ich wollte ihn bitten, sich zu stellen«, verbesserte sie den Polizisten. »Ich glaube nicht, dass er getan hat, was man ihm vorwirft. So einer ist mein Bruder nicht. Ich wollte ihm raten, sich einen Anwalt zu nehmen. Vor Gericht würde die Wahrheit schon herauskommen. Er hat es nicht getan, Officer.«

»Lieutenant.«

»Lieutenant.«

Der Polizist zog ein Notizbuch aus seiner Innentasche, notierte ihren Namen und ihre Adresse und die Antworten auf ein paar weitere Fragen. Wer hat Ihnen gesagt, was er getan hat? Wann haben Sie ihn zum letzten Mal gesehen? Hat er Ihnen von Florence Forester erzählt? Sie beantwortete alle Fragen wahrheitsgetreu, verriet ihm nur nicht, dass Willie sie aufgesucht hatte.

»Hat er schon öfter Frauen belästigt?«



»Willie belästigt keine Frauen«, antwortete sie. »Ich weiß, dass er sich manchmal mit zweifelhaften Damen herumtreibt, aber dazu, was Sie ihm vorwerfen, ist er gar nicht fähig. Willie behandelt Frauen mit Respekt.«

Das war ein wenig übertrieben, aber besser als jede andere Antwort.

»Und Sie haben keine Ahnung, wo er sich versteckt halten könnte?«

»Nein.« Sie musste nicht mal lügen. »Ich weiß es wirklich nicht.«

»Na, schön«, sagte der Lieutenant. »Ich hoffe, Sie sagen die Wahrheit. Wenn nicht, könnten Sie ernsthafte Schwierigkeiten bekommen.« Er war immer noch misstrauisch.

»Falls ich noch weitere Fragen habe, melde ich mich.«

»Auf Wiedersehen, Officer ... Lieutenant.«

Auf dem Rückweg ging Emma an den Docks vorbei. Ohne die Nebelschwaden, die sonst über dem Hafen lagen, wirkte alles noch viel größer und eindrucksvoller: die Masten der ankernden Segelschiffe, die sich wie kahle Bäume gegen den leicht bewölkten Himmel abhoben, die Dampfschiffe, die mit qualmenden Schloten an den Piers lagen, die Lagerhäuser und Bürogebäude.

Vor einem der Piers herrschte besonders viel Betrieb. Eine Vielzahl von Schaulustigen drängte sich vor der Anlegestelle der *Excelsior*, um die Passagiere zum Klondike zu verabschieden. Mehrere hundert, vor allem Männer, aber auch Frauen und sogar Kinder, waren an Bord gegangen, um in den Goldfeldern im Norden ihr Glück zu suchen. Menschen aus allen Schichten, Ärzte, Lehrer, Ladenbesitzer, Arbeiter, Farmer, Bäcker, sogar der Bürgermeister von Seattle war zum Klondike gezogen. Und Geschäftemacher, Abenteurer und leichte Mädchen, die auf den großen Reibach in Boomtowns wie Skagway und Dawson City hofften. Die Zeitungen waren voll mit ihren aufregenden Geschichten und übertrumpften einander in der Berichterstattung.

Aus den Kommentaren, die Emma in der Villa der Mayfields mitbekommen hatte, wusste sie, dass der Wert von Gold in den letzten Monaten stark gestiegen war. Vor zwei, drei Jahren hatte William Mayfield bei jedem Frühstück über fallende Aktienkurse und den Verfall des Papiergeldes geklagt, weil dieser vom Gold abhängig und das Edel-

metall extrem knapp geworden war. Das Gold, das vom Klondike nach Amerika kam, war ein warmer Segen.

»Wenn ich zwanzig, dreißig Jahre jünger wäre, würde ich mir eine Ausrüstung besorgen und selbst zum Klondike aufbrechen«, hatte er gesagt. Stattdessen waren mehrere Angestellte und Vertraute in seinem Namen unterwegs. Die Chance, seinen Reichtum zu vermehren, war selten größer gewesen, vielleicht vor dreißig Jahren, als er in die Central Pacific investiert hatte. Obwohl bereits ein Jahr seit dem Beginn des Goldrauschs vergangen war, sollten immer noch faustgroße Nuggets in den Flüssen und Bächen liegen.

Emma blieb stehen und blickte an der *Excelsior* empor. Sie war weniger eindrucksvoll als die riesigen Drei- und Viermaster, die vor der Küste ankerten, und wirkte mit ihrem schwarzen Schornstein und den kahlen Masten eher wie ein Flussdampfer. Die Aufbauten mit den Kabinen verschwanden hinter einer dunklen Wand von Passagieren, die jeden Platz auf dem Deck besetzten und gegen alle Auflagen der Reederei verstießen, die nicht einmal die Hälfte der Menschen an Bord erlaubte. Das wusste Emma aus den Zeitungsberichten, die von lebensgefährlichen Bedingungen auf hoher See sprachen. Eines der Schiffe sollte angeblich nur knapp einer Katastrophe entgangen sein. Dennoch waren die Passagiere guten Mutes und winkten ihren Verwandten, Freunden und den Schaulustigen zu, die ihnen zum Teil neidvoll nachsahen. Die Fahrt war teuer, und nicht jeder konnte sich die Passage ins Alaska-Territorium leisten.

»Hilfe! Polizei!« Der laute Hilferuf eines Mannes riss

Emma aus ihren Gedanken. Einer der Schaulustigen fuchtelte wild mit den Armen herum und wusste in seiner Panik nicht, was er tun sollte. »Meine Brieftasche ist weg!«

Ein uniformierter Polizist bahnte sich einen Weg durch die Menge und hielt den Mann an den Oberarmen fest. »Man hat Sie bestohlen? Sind Sie sicher? Sehen Sie lieber gründlich nach, bevor wir einen Unschuldigen jagen.«

»Die Brieftasche! Sie war in meiner Jackentasche!« Er kramte noch einmal in seinen Taschen, ohne sie zu finden. »Sie ist weg! Man hat mich bestohlen! Ein Taschendieb! Unternehmen Sie was, Constable! Suchen Sie den Dieb!«

»Beruhigen Sie sich, Sir! Haben Sie ihn gesehen?«

»Wie denn? Ich hab nicht mal gemerkt, wie er mich bestohlen hat.«

»Und wann hatten Sie Ihre Brieftasche zum letzten Mal in der Hand?«

»Vor ungefähr einer Stunde«, antwortete der Mann, »in dem Laden, in dem ich mir die Zigarren gekauft habe.« Er legte eine Hand auf seine Brusttasche. »Aber wenn es auf offener Straße passiert wäre, hätte ich es doch gemerkt.«

»Und wie lange stehen Sie schon hier?«

»Ich bin von dem Laden auf direktem Weg hierher. Es muss hier passiert sein, in der Menge. Hätte ich die Brieftasche doch bloß zu Hause gelassen!«

»Wie viel Geld war denn drin?«

»Mehrere hundert Dollar.«

»Wollen Sie Anzeige gegen Unbekannt erstatten?«

»Würde das helfen?«

»Nicht viel«, antwortete der Polizist. »Der Dieb hat das Geld sicher eingesteckt und die Brieftasche weggeworfen.

Wenn er schlau ist. Aber schaden kann es auch nicht. Kommen Sie, ich bringe Sie zum Lieutenant aufs Revier.«

Emma beobachtete, wie der Polizist mit dem bestohlenen Mann in einer Seitenstraße verschwand, und ging kopfschüttelnd weiter. Wenn sie unterwegs war, hatte sie nie viel Geld dabei. Die wenigen Münzen trug sie offen in ihrer Manteltasche. Die Handtasche, die sie aus dem Nachlass ihrer Mutter gerettet hatte, trug sie nur zu besonderen Gelegenheiten, doch die ergaben sich seit dem Tod ihrer Eltern höchst selten. Als Haushälterin war sie auf der sozialen Leiter etliche Stufen nach unten gerutscht und konnte von Glück sagen, dass sie von den Mayfields mehr als jede andere Dienerschaft geschätzt wurde.

Das Nebelhorn der *Excelsior* erklang und zog über den Hafen hinweg. Die Passagiere waren alle an Bord, und einige Matrosen waren bereits damit beschäftigt, die Taue zu lösen. Aus dem Schornstein des Schiffes drang dunkler Qualm. Auf dem Pier stimmte ein Chor »The Girl I Left Behind Me« an, und ein Trompeter versuchte angestrengt, ihrem flotten Rhythmus zu folgen. Wären ihre Gedanken nicht so schwer gewesen, hätte sie wahrscheinlich gelacht.

Die *Excelsior* legte bereits ab, als sie ihren Bruder an der Reling entdeckte. Er stand zwischen einigen anderen Männern und unterschied sich kaum von ihnen, trug den gleichen dunklen Anzug und den gleichen Schnurrbart wie fast alle anderen. Doch sie kannte ihn lange genug, um ihn auch unter den vielen Passagieren und auf relativ große Entfernung zu erkennen. Das glaubte sie jedenfalls, bis sie von einem Schaulustigen angerempelt wurde, sich umdrehte und danach ihren Bruder vergeblich suchte. Hatte sie sich doch

getäuscht? War sie dem fatalen Gedanken aufgesessen, dass Willie die Brieftasche gestohlen und mit dem Geld eine Passage zum Klondike gebucht hatte?

Sie wartete nervös, bis die *Excelsior* den Hafen verlassen hatte und sich die Menge der Schaulustigen langsam zerstreute, und ging zum Büro der Alaska Steamship Company im Lagergebäude neben dem Pier. Hinter dem Schreibtisch saß ein hagerer Mann, der sich gerade zum Gehen anschickte.

»Wenn Sie auf die *Excelsior* wollen, sind Sie leider zu spät«, sagte er, während er in seinen Mantel schlüpfte, »die hat den Hafen gerade verlassen.«

Sie bemühte sich um ein freundliches Lächeln. »Ich hätte nur eine kurze Frage, Sir«, sagte sie, »dann bin ich auch gleich wieder weg. Ich würde gern wissen, ob sich einer meiner Bekannten auf der *Excelsior* eingeschiff hat.«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen, Miss.«

»Sie führen doch sicher Passagierlisten.«

»Natürlich, aber ich muss dringend zu einer Besprechung.«

Sie hatte eher den Eindruck, dass er in die Mittagspause wollte, ließ sich aber nichts anmerken. Ihr Lächeln wurde noch herzlicher. »Ach, bitte, tun Sie mir den Gefallen, Sir. Dauert doch nicht lange. Er heißt William Hansen.«

»Also gut, weil Sie's sind«, ließ er sich von ihrem Lächeln beeindrucken und zog die Passagierliste aus der Schublade. »William Hansen sagen Sie?«

Sie nickte. »William Hansen.«

Er ging die Namen der Reihe nach durch und schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Kein William Hansen. Nur ein Gunnar Hansen und sein Sohn Leif.«

»Kein William Hansen?« Sie beugte sich nach vorn.

Bevor sie auf die Liste blicken konnte, hatte er sie in die Schublade zurückgelegt. »Leider nein. Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen konnte, Miss.« Er griff nach seinem Bowler-Hut. »So, jetzt muss ich aber gehen.«

Er hielt ihr die Tür auf, und sie verließ widerwillig sein Büro. Auf dem Pier verabschiedete sich der Angestellte und beeilte sich, die Straße zu überqueren. Er drehte sich nicht nach ihr um und steuerte auf ein Lokal zu.

Emma wartete sicherheitshalber, bis er darin verschwunden war, und kehrte in das Büro des Mannes zurück. Die Tür war unverschlossen, eine Unachtsamkeit, die sie vielleicht ihrem freundlichen Lächeln zu verdanken hatte. Sie öffnete rasch die Schublade und ging die Namen auf der Passagierliste einen nach dem anderen durch. Ihr war eine Idee gekommen. Wenn Willie tatsächlich an Bord war und auf Nummer Sicher gehen wollte, hatte er bestimmt nicht seinen richtigen Namen angegeben. Dann hatte er vielleicht einen anderen Nachnamen benutzt, an den auch sie sich erinnern konnte. »William« war nicht gefährlich, der Name war so häufig wie »Jack« oder »John«, aber mit seinem richtigen Nachnamen hätte er nur die Polizei auf sich aufmerksam gemacht, falls sie auf dieselbe Idee kam und die Passagierlisten überprüfte.

»William I. Swenson«, flüsterte sie, »das muss er sein!« »Swenson« oder »Svensson« war der Mädchenname ihrer Mutter gewesen, Ilsa ihr Vorname. »Das kann kein Zufall sein. Du bist gerissener, als ich dachte, Bruderherz.«

Sie schob die Passagierliste eilig in die Schublade zurück und verließ das Büro. Nachdenklich überquerte sie den Pier.

Willie hatte sich also nach Alaska abgesetzt, jedenfalls sah es danach aus. Er machte sich zum Klondike auf, wo man ihn garantiert nicht finden würde, und versuchte dort, reich zu werden. Gestand er damit seine Schuld ein? War doch etwas an den Vergehen dran, die Florence Forester ihm vorwarf? Hatte Willie sie belogen?

Sie nahm den Cable Car, um nicht die steile California Street hinauflaufen zu müssen, und machte es sich auf der Holzbank bequem. Immer noch in Gedanken versunken, fuhr sie mit der Bahn den Hügel hinauf. Sie war schon als Kind gern mit den Cable Cars gefahren, fand die Fahrten über die steilen Hügel der Stadt aufregender als eine Karussellfahrt auf der County Fair. Als Kind hatte der Schaffner sie mal auf den Arm genommen und klingeln lassen.

Vor der Villa der Mayfields parkte eine Kutsche mit einem geschwungenen F und allerlei Verzierungen auf den Türen, das Wappen der Foresters, die anscheinend bei ihren Herrschaften zu Besuch waren. Sobald sie in ihrem Zimmer war, zog sie in einer Mischung aus Pflichtbewusstsein und Neugier ihre Dienstmädchenkleidung an und ging nach unten. Im Flur begegnete sie einer anderen Angestellten, die ihren Dienst übernommen hatte und gerade dabei war, eine Kanne mit frischem Kaffee in den kleinen Salon zu bringen. Sie nahm ihr das Tablett ab und sagte ihr, dass sie wieder übernehmen würde.

»Ma'am! Sir!«, begrüßte sie die Gäste und ihre Herrschaften, »ich bin wieder hier. Wenn Sie nichts dagegen haben, würde ich gern weiterarbeiten.«

»Danke, Emma, das ist sehr nobel von dir«, sagte William Mayfield.



»Sind Sie nicht mit diesem Willie verwandt?«, fragte Forester, als sie ihm Kaffee einschenkte. Man sah ihm den ehemaligen Soldaten an, einen sicher unnachgiebigen Offizier, der nicht nur bei seiner Kleidung auf äußerste Korrektheit achtete. »Willie Hansen, der Mann, der unsere Tochter ...« Er suchte nach dem passenden Wort. »... der Florence bestohlen und gedemütigt hat.«

»Willie ist mein Bruder, aber ...«

»Wo steckt er? Wo hält er sich versteckt?«

»Das weiß ich leider nicht, Sir.«

Forester war sichtlich verärgert und machte auch kein Hehl daraus. »Sie wissen nicht, wo sich Ihr Bruder aufhält? Das können Sie mir doch nicht im Ernst weismachen! Wo kommen Sie denn gerade her? Sie haben ihm doch sicher geholfen, ein Versteck zu finden. Also sagen Sie schon, wo hält Willie sich versteckt?«

»Tut mir leid, Sir. Ich weiß es wirklich nicht.«

Sie stellte die Kanne auf den Tisch und schickte sich an zu gehen, doch Forester hielt sie mit einem schroffen Einwand zurück. Er bezähmte seine Wut nur mühsam. »Bleiben Sie gefälligst hier!«, herrschte er sie an. »Wenn Sie es angeblich nicht wissen, haben Sie doch sicher eine Idee, wo er sein könnte. Der Polizei müssen Sie die Frage ohnehin beantworten, Miss!«

Emma sah in Gedanken, wie ihr Bruder an der Reling der *Excelsior* lehnte und zufrieden grinste, weil er wohl daran dachte, wie er dem Teufel ein Schnippchen geschlagen hatte. Sie war beinahe so wütend auf Willie wie Forester selbst, konnte sich aber immer noch nicht vorstellen, dass er Florence vergewaltigt hatte, und blieb standhaft. »Ich habe keine Ahnung. Ehrlich nicht!«

»Und wo kommen Sie jetzt her?«

»Ich war spazieren, Sir.«

»Spazieren ...«

»Sei nicht ungerecht, John«, mischte sich Mayfield endlich ein. »Emma kann doch nichts dafür, dass ihr Bruder ein Verbrecher ist. Sie ist eine Frau von untadeligem Ruf. Ich bin sicher, dass sie die Wahrheit sagt.« Er nickte ihr freundlich zu und entließ sie mit einem Lächeln. »Ich danke dir, Emma.«

Emma war froh, den Salon verlassen zu können, und kam sich beinahe ein wenig schäbig vor, weil sie das Vertrauen von William Mayfield enttäuscht hatte. Sie wusste sehr wohl, wo sich ihr Bruder aufhielt. Und sie war sehr wütend auf ihn, weil er ihr zumindest nicht die ganze Wahrheit gesagt und offensichtlich einem Mann mehrere hundert Dollar abgenommen hatte. Auch dass er Florence wertvollen Schmuck gestohlen hatte, fand sie nicht mehr so abwegig. Nur vergewaltigt hatte er sie auf keinen Fall, dafür würde sie ihre Hand ins Feuer legen. Zu so einem Verbrechen war ihr Bruder nicht fähig.

Die nächsten Tage vergingen, ohne dass die Polizei einen Erfolg vermelden konnte. Im *Chronicle*, den sie jeden Abend zu sehen bekam, wenn sie die Bibliothek aufräumte, war zu lesen, dass man bisher vergeblich nach Willie Hansen gesucht hatte, und er wahrscheinlich längst in eine andere Stadt oder sogar nach Mexiko geflohen war. Gleichzeitig wurden immer mehr Details über die Verbrechen bekannt. Willie Hansen wäre äußerst brutal gegen Florence Forester vorgegangen, habe sie beinahe erstickt und unsittliche Handlungen an ihr vorgenommen, die sie für ihr ganzes Leben gezeichnet hätten.

Auch während der nächsten Tage waren ständig neue Vorwürfe zu hören, die anscheinend von Florence selbst kamen. Der Reporter, ein gewisser Edward Rankin, zitierte sie häufig und auch ihren Vater, der bereits eine Belohnung von tausend Dollar für die Ergreifung des Täters ausgesetzt hatte und ihn als »grausames Monster« beschimpfte, das den Tod verdient habe. Nur so könne man die Schmach und den Schmerz verringern, den er seiner Tochter zugefügt habe. Es schien fast, als habe man Willie Hansen bereits verurteilt.

Die Polizei ließ sich nur noch einmal bei Emma blicken. Der Lieutenant, der sie schon einmal befragt hatte, verhörte sie noch einmal, und sie gab ihm dieselben Antworten, die sie ihm vor dem Haus ihres Bruders gegeben hatte. »Ich habe keine Ahnung, wo er sich aufhält, Lieutenant. Glauben Sie mir, ich würde es selbst gern wissen. Nein, er hat sich nicht bei mir gemeldet.«

Bevor der Lieutenant ging, wollte sie es noch einmal genau wissen: »Sind Sie denn sicher, dass er die Tat wirklich begangen hat? Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Bruder zu so einer grausamen Tat fähig ist, niemals!«

»Und warum ist er dann geflohen?«, erwiderte der Lieutenant.

»Auch wenn man unschuldig ist, kann man Angst bekommen und in Panik geraten.« Eine solche Geschichte hatte sie mal in einem Magazin gelesen. »Vielleicht hat Florence Forester sich freiwillig mit ihm eingelassen und erzählt diese Schauergeschichten im *Chronicle* nur, weil sie die Sache bereut und Angst vor ihrem Vater hat. Vielleicht ist Willie auf sie hereingefallen.«

»Das würde ich nicht zu laut sagen, Miss«, erwiderte der

Lieutenant ernst. »Man könnte Sie wegen übler Nachrede belangen, und wie ich Florence Forester und ihren Vater kenne, würden sie auch keinen Augenblick zögern, dies zu tun. Florence ist eine respektable Lady, ein untadeliges Mitglied der Gesellschaft. Tut mir leid, wenn ich Ihnen das so offen sagen muss, aber ihr einziger Fehler war, sich mit einem Verbrecher wie Ihrem Bruder einzulassen.«

»Sie haben sich also auch schon festgelegt ... wie der *Chronicle*.«

»Es spricht leider alles dafür, Miss. Glauben Sie mir, ich sage Ihnen das nicht gern. Sie sind eine nette Frau, und Ihre Herrschaften haben mir versichert, dass sie sich keine bessere Haushälterin vorstellen könnten. Sie haben einen solchen Bruder nicht verdient. Ich kann Ihnen nur empfehlen, sich seinetwegen nichts zuschulden kommen zu lassen und mich sofort zu informieren, falls er sich bei Ihnen meldet. Kann ich mich darauf verlassen, Miss?«

»Natürlich, Sir«, erwiderte sie.

Der Lieutenant verabschiedete sich, und sie blieb eine Weile nachdenklich sitzen und überlegte, ob sie das Richtige tat. Sie hatte den Lieutenant belogen, sie wusste, wo sich ihr Bruder befand. Das war eine Straftat, für die sie ins Gefängnis kommen konnte. Sie hatte sich gegen das Gesetz gestellt und das Vertrauen der Mayfields enttäuscht, die sie gegen Forester verteidigt hatten.

Doch wie konnte sie die Wahrheit sagen, wenn sie wusste, dass ihr Bruder schon so gut wie verurteilt war und niemals eine Chance hätte, sich erfolgreich gegen die Vorwürfe zu verteidigen? Wie konnte sie ihn an die Polizei verraten, wenn sie wusste, dass er Florence niemals vergewaltigt hatte?

Sie stand auf und blickte entschlossen auf die Straße hinaus. Es musste ein Mittel geben, um Florence der Lüge zu überführen. Das angebliche Opfer müsste zugeben, dass sie die Vergewaltigung erfunden hatte. Aber wie sie Florence dazu bringen wollte, die Wahrheit zu sagen, wusste sie auch nicht.